

Auf der Suche nach der verlorenen Kindheit

Arno Geigers dritter Roman

Von Günther Stocker

Von dem Tag, an dem die Liebe in Gestalt einer jungen Angestellten das Dorf verlassen hatte, war nichts mehr so wie zuvor. Den Menschen war alles gleichgültig geworden. "Als ob allen Hunden die Sehnen durchgeschnitten worden wären", meint Frau Berber, eine der vielen bizarren Figuren im neuen Roman von Arno Geiger. Bald danach bricht die Welt für die Menschen in dem namenlosen Ort am Meer endgültig zusammen. Ein Bergwerksschacht stürzt ein, Dutzende Bergleute werden getötet, die Grube wird geschlossen und damit die Lebensgrundlage des Dorfes. Es kommt zu einem wahren Exodus. "Schöne Freunde" ist deswegen aber kein trauriges Buch, kein dunkler Katastrophenroman, sondern eine durchwegs heitere und sehr poetische Geschichte, ein wenig wehmütig freilich, da doch die Welt, von der erzählt wird, untergegangen ist.

Das mittlerweile dritte Buch des 1968 in Bregenz geborenen Autors beginnt mit einem unsicheren Erinnerungsversuch, einer tastenden Rekonstruktion der verlorenen Welt. Das Besondere daran ist, dass derjenige, der sich hier erinnert, noch ein Kind ist. Sein Alter erfahren wir nicht, aber schnell ist klar, dass hier ein tumber Tor erzählt, einer, der die Regeln der Erwachsenenwelt nicht wirklich durchschaut, der keinen Überblick über die Ereignisse hat und der lieber davon berichtet, dass die Eidechsen früher noch Flügel hatten, als zu erklären, wohin das Schiff mit all den emigrierenden Dorfbewohnern unterwegs ist. Dieser literarische Kunstgriff erlaubt es Geiger, seine schillernde Phantasie auszubreiten, ein Talent, mit dem er bereits in seinen beiden vorangegangenen Romanen - "Kleine Schule des Karussellfahrens" (1997) und

"Irrlichterloh" (1999) - glänzte. So lässt der junge Ich-Erzähler vor den Augen der Leserinnen und Leser eine wunderliche Welt mit absonderlichen Menschen entstehen. Da gibt es einen Wäschereibesitzer, der früher einmal als "Armausrenker" tätig war, einen Bergwerksdirektor, der nach einem Würzbitter süchtig ist und dafür sogar in fremde Häuser einbricht, und einen Akkordeonspieler, der den Protagonisten auf allen seinen Wegen begleitet und dabei die Hintergrundmusik zum Romangeschehen liefert.

Doch eigentlich ist der Junge ein Außenseiter, er bettelt vor dem Tor zum Bergwerk um Almosen, macht sich als Balljunge beim Tennisspielen nützlich und folgt dem Bergwerksdirektor anhänglich wie ein Hund. Wie es gekommen ist, dass er ohne Eltern und Verwandte, ohne Heim und Schule zurechtkommen muss, dass

er außer seinen fragwürdigen "schönen Freunden" niemanden hat, der sich um ihn kümmert, lässt der Roman offen. Aber "Schöne Freunde" ist auch keine sozialpsychologische Studie, sondern ein kunstvoll konstruiertes Schelmenstück, das die Perspektive des wachen Simpels genau kalkulierend einsetzt, seinen schrägen Blick auf die Welt nutzt, um daraus komische Szenen zu entwickeln und seltsame Details hervorzuheben. Carlo Kovacs, so der multikulturelle Name des kindlichen Helden, der erst spät und ganz nebenbei erwähnt wird, ist mithin eine Kunstfigur: ein wenig Oskar Matzerath, ein wenig Karl Roßmann aus Kafkas Amerika-Roman, verschmitzt und naiv, mit dem großen Wunsch, endlich erwachsen zu werden, und der großen Obsession, die Erwachsenen dabei zu belauschen, wie sie zueinander "ich liebe dich" sagen, egal wo, "am Tennisplatz, am Löschteich, in den Gärten der Villen und an den Küchentischen der Arbeiter". Um die halbwüchsige Tochter des "Lohnverrechners Steinbach", "die nicht rauchte und noch keinen Busen hatte", einmal dazu zu bringen, diese magischen Worte zu ihm zu sagen, isst er sogar eine Fliege.

Carlo will später unbedingt "ein Mann mit starken Armen" werden und "eine Frau glücklich machen", und deshalb muss er das Verhalten der Erwachsenen genau beobachten, davon ist er überzeugt. Und so beschreibt er mit etwas hölzerner Ernsthaftig-

keit, wie "Ehepaar Doktor Bianchi, Ehepaar Doktor Kornatz, Ehepaar Doktor Grüneisen" Tennis spielen, wie sie "Käse-Wurstplatten und Kaffee mit einem Schuß Likör oder Cognac" vertilgen, wie sie den Männern und Frauen der anderen am Löschteich ihre Liebe erklären, wie sie schnarchen, sich übergeben oder ihre Leinensakkos durchschwitzen, ohne allerdings recht schlau daraus zu werden. "Ich stellte diese Dinge mit Erstaunen fest und hätte auch manches andere festzustellen gewußt." So entsteht ein verschrobenes und witziges Protokoll des menschlichen Verhaltens, eine Art ethnologische Studie aus Kindersicht, immer gefärbt von der Melancholie, dass hier von einem verlorenen Stück Kindheit erzählt wird, und gekleidet in eine versiert eingesetzte Kunstsprache.

Carlo ist nämlich nicht nur ein genauer Beobachter, sondern auch ein eifriger Sammler von Sprachmaterial. So vermerkt er getreu, von wem die Formulierungen stammen, die er verwendet, jeweils mit Berufsbezeichnung und Nachnamen: Wenn er schnell läuft, dann ist das "ein richtiger Zátopak-Lauf (Ausdruck Arbeiter Kowarik)", und wenn zwei Menschen nicht ganz zueinander passen, dann sind sie "ein seltsames Gespann (Ausdruck Frau Doktor Grüneisen)". Hinter diesem Tick steht die Hoffnung des Kleinen, von den Großen etwas fürs Leben zu lernen, etwas, was ihm später "Halt, Erfolg und Glück" ermöglichen sollte. Doch gerade sein beflissenes Zitieren stellt die vorgeblichen Klugheiten der Erwachsenen als Phrasen bloß, die nur die Unfähigkeit zeigen, ihre Gefühle zur Sprache zu bringen. Und ganz nebenbei führt der Roman damit auf originelle Weise auch seine eigene sprachliche Konstruiertheit vor, demonstriert, dass Erzählen nichts Natürliches ist, sondern Arbeit mit Sprache, dass es auch andere Möglichkeiten gäbe, etwas zu sagen.

Dieses abwägende Zaudern, dieses Innehalten im Umgang mit Sprache stellt das Handwerkszeug des Erzählens immer wieder in Frage, etwa die unbestimmte Angabe "einmal", die üblicherweise bedenkenlos verwendet wird: "Einmal (was heißt einmal), als der Sand am Tennisplatz knöchelhoch spritzte..." Auch Wörter wie "irgendwann" sind dem Erzähler verdächtig, vielleicht auch, weil er als Kind eine be-

sonders feine Nase dafür hat, dass man mit solchen Wörtern auf den Sankt Nimmerleinstag vertröstet werden kann. Beschreibungspassagen werden von ihm akkurat angekündigt: "deshalb beschreibe ich jetzt das Meer. Ich weiß, wer das Meer beschreibt, muß Farbe bekennen. Es wird eine lange und schwierige Beschreibung. Ich werde auf die Augen der Eidechsen zu sprechen kommen, auf die Augen der jungen Angestellten, auf die Liköre der Ehefrau des Platzwärters Zimek, beginne aber, übungshalber, mit dem Löschteich. Vielleicht lasse ich den Fluß rauschen."

All das ist natürlich sehr artifiziell und nicht allzu schwer zu durchschauen, trotzdem ist das Bemühen um eine eigene Erzählsprache Arno Geiger hoch anzurechnen, denn immerhin riskiert hier einer etwas. Und wenn seine Kunstfertigkeit manchem Leser vielleicht gespreizt vorkommen mag, wenn da und dort ein erzählerischer Kunstgriff zu viel des Guten ist (etwa die Liste der verunglückten Bergleute als eine Art Schluss-Litanei), dann muss man dem Autor ja nicht gleich die allerböseste Kritikerhämme um die Ohren schlagen und seinen Roman in Grund und Boden verdammen, wie das Hans Christian Kosler in der Neuen Zürcher Zeitung getan hat, der Geiger "tiefe sprachliche Nöte" und "Überforderung" attestierte und sinister fragte, ob es da überhaupt noch sinnvoll sei, Bücher zu schreiben. Den wenigen Makeln hat "Schöne Freunde" nämlich ungeheuer viel Gelungenes entgegen zu setzen: einen bemerkenswerten Protagonisten, eine vielschichtige und immer spannende Handlung, einen bewussten und äußerst kreativen Umgang mit Sprache und vor allem eine Reihe in den Erzählfluss eingeflochtener Porträts und Kurzgeschichten, die wahre Glanzleistungen an phantasiereicher und origineller Erzählkunst sind.

Geiger, Arno: Schöne Freunde : Roman / Arno Geiger. - München : Hanser, 2002. - 170 S. ISBN 3-446-20211-0 fest geb. : ca. € 16,40